

Aus den Lebenserinnerungen von August Ludwig Reyscher.

Der am 1. April 1880 zu Cannstatt verstorbene Rechtsgelehrte und Staatsmann August Ludwig Reyscher, ein Patriot im echten Sinne des Worts, hat aus seinem an Erfahrungen und Leistungen reichen Leben von fast achtzig Jahren in der Hauptsache noch durch ihn selbst zusammengestellte Erinnerungen hinterlassen, welche nur einer letzten Redaktion und da und dort vielleicht einer gedrängteren Fassung bedürfen, bevor sie bei gelegener Zeit werden an die Oeffentlichkeit gebracht werden können, als keineswegs unwichtiger Beitrag eines Zeitgenossen zur Geschichte Deutschlands und unserer engeren Heimat im neunzehnten Jahrhundert. Es entspricht wohl dem Charakter und den Aufgaben dieser, der Pflege der Landesgeschichte gewidmeten Vierteljahrshefte, wenn sich deren Spalten einem Abschnitt aus jenem nachgelassenen Werke Reyschers, beiläufig bemerkt eines Ehrenmitglieds des Historischen Vereins für das württembergische Franken, in dem Folgenden öffnen und wir von ihm uns und den kommenden Geschlechtern über das Leben in einem halb württembergischen, halb ritterchaftlichen Pfarrdorfe vor 60—80 Jahren Einiges erzählen lassen.

C. R.

Kinderjahre. Leben auf dem Lande.

Ich bin, das vierte unter 6 Kindern, 3 Knaben und 3 Mädchen, am 10. Juli 1802 in dem Pfarrdorfe zu Unterriexingen bei Vaihingen an der Enz geboren, wo mein Vater 42 Jahre hindurch bis zu seinem 1837 erfolgten Tod als Pfarrer der evangelischen Gemeinde vorstand. Meine Ankunft, welche in die Zeit des wieder erlangten, leider nur kurzen Friedens fiel (Friede zu Lüneville vom 19. Febr. 1801) wurde heiter von der Familie aufgenommen. Eine Anzahl von Verwandten, voran die Großeltern mütterlicher Seite, Herr und Frau Kanzler Leuret in Tübingen, sodann zwei Hausfreunde aus der Nachbarschaft übernahmen Pathenstelle. Bei der Taufe erhielt ich die Namen: „August Ludwig“. Mit dem letzteren wurde ich genannt.

Die früheste Erinnerung aus meiner Kindheit ist ein „Laufkarren“, in welchem ich noch im zweiten Jahre, um dem Gängelband oder dem um den Kopf gewundenen Fallbaute zu entgehen, gerne meine ersten turnerischen Versuche machte; und ich fühlte es noch lange nach, in welchen Zwiespalt Kopf und Brust mit den Füßen immer wieder geriethen, indem jene leitenden Faktoren stets vorwärts drängten, während die Füße noch zu schwach und ungeübt waren, um gleich rasch zu folgen.

Meinen ersten Unterricht erhielt ich mit anderen Knaben in der deutschen Schule des Dorfs. Obwohl die gesetzliche Schulzeit erst mit dem zurückgelegten sechsten Jahr begann, so wurde ich doch ausnahmsweise schon im Lauf des fünften Jahres, von Georgii (23. April) 1807 an, in die Schule geschickt, weil ich wo möglich mit dem 1½ Jahr älteren Bruder Franz (geb. 17. Dezbr. 1800) gleichen Schritt halten sollte, um nachher gemeinsam mit ihm vom Vater unterrichtet zu werden, was dann auch zwei Jahre später seinen Anfang nahm, als mein ältester Bruder Karl (geb. 28. März 1799) in die lateinische Schule zu Bietigheim übertrat. Hatten wir aber nicht schon, noch vor dem Eintritt in die Schule und in einen regelmäßigen Unterricht gar Manches gelernt.

Am meisten lernt man ja eigentlich in den ersten Jahren des Lebens: zuerst trinken, dann essen, richtig sehen und hören, stehen und gehen, mit den Händen greifen, sprechen, spielen und sich vertragen mit anderen, Gehorsam gegen die elterliche Obrigkeit, beten und anderes. Das Schreiben, Lesen und Rechnen lernten wir nach Pestalozzi'scher Methode in der Volksschule, und nun Latein beim Vater. Dagegen war allerdings der Unterricht in den Realien, wie damals auch noch in den sog. lateinischen Schulen, ein sehr mangelhafter. Notbdürftige geographische Studien machte ich so in der Hauptsache nur für mich mit Hilfe eines großen Atlases, der auf dem Pulte des Vaters lag. Ebenso las ich für mich allerlei kleinere Schriften (mehr Geschichten, als Geschichte enthaltend), z. B. Campes Jugendchriften, darunter Robinson der Jüngere, ferner die Beispiele des Guten, daneben freilich auch Münchhausens abenteuerliche Reisen, die uns im gutsherrlichen Schlosse in die Hände fielen.

Gründlicher waren unsere auf Selbstsicht gegründeten Studien im Gebiete der Ortskunde, an welche sich allgemeinere geschichtliche Belehrungen anknüpften. Ein schmaler Fußpfad führte durch eine Thalschlucht an dem Glemsbach hinauf, welcher Unterriexingen in zwei Gruppen theilt und einige hundert Schritte unterhalb des Dorfs in die Enz fließt, bis Thalhausen, einem kleinen Weiler mit einer Papiermühle und wenigen anderen Häusern, welche von dem alten Dörfchen dieses Namens übrig geblieben sind. Oben auf dem Schlüsselberg, nahe bei der Stadt Gröningen, Gröningen in der Mark, Markgröningen, stand vor Alters eine Burg im Besitz Konrads von Schlüsselberg, fränkischer Abkunft, der in der Schlacht bei Mühlendorf (1322) dem Kaiser Ludwig die Kriegsfahne des Reichs vorangetragen, ihn auch auf dem Zug nach Rom begleitet, später aber (1336) die ihm vom Kaiser verliehene Burg und Stadt Gröningen mit kaiserlicher Zustimmung seinem Schwager, dem Grafen Ulrich III. von Württemberg, kaufweise überlassen hatte, womit der letztere die Reichsturmflagge für immer an Württemberg brachte. Von der alten Schlüsselburg sind jetzt nur noch wenige Spuren zurückgeblieben; ihre Steine scheinen zu den Mauern der umliegenden Weingärten verwendet worden zu sein. In ihrem oberen Lauf bildete die Glems einst die Grenze zwischen Franken und Alemannien, sowie zwischen den Bisthümern Speier und Constanz. Das von dem Bach durchschnitene Dorf Ditzingen hat deshalb auch zwei, überdies architektonisch interessante Kirchen. Jetzt ist die Glems freilich zu einem kleinen Wässerchen zusammengeföhrt, seitdem manche Quellen, die früher ihr zuliefen, und selbst ein Theil des Bachwassers durch Brunnenleitungen und Seen abgefangen und zur Speifung der Stuttgarter Wasserwerke verwendet werden.

Ein anderer Fußpfad führte von Unterriexingen am rechten Ufer der Enz unter dem Bergrücken, Rothenacker genannt, nach Bissingen, wo damals noch der große Holzgarten bestand, welcher jährlich mit dem vom Schwarzwald herab auf der Enz geföhsten Scheiterholz gefüllt wurde. Auf der linken Seite der Enz gingen wir zurück unterhalb der zerfallenen Eifenburg (äußere Burg von Großsachsenheim) und an dem alten kleinen Wartthurm bei Untermberg vorüber, der seit Jahrhunderten dem Zahn der Zeit trotzt und immer noch als ein Denkzeichen längst vergangener Zustände aufrecht dasteht. Das Dorf Remmighem, gegenüber auf dem rechten Ufer der Enz, ist seit dem dreißigjährigen Krieg spurlos verschwunden.

Näher lag uns die südwestlich von Unterriexingen oben nahe dem Walde Muckenschupf in alter Ehrwürdigkeit stehende Ruine der vormaligen Marien- oder Liebfrauenkirche, einst Wallfahrtskirche. Jetzt wird davon nur noch als Kirchhof gesprochen; denn der die Kirchentrümmer umgebende Raum wird noch immer, wie in alten Zeiten, als Begräbnisstätte der Pfarrangehörigen benützt. Nicht bloß Be-

erdigungen, wobei wir gleich anderen Kindern den weiten Weg hinauf dem Sarge voranzuliegen hatten, führten uns öfters dahin. Das Geheimnisvolle des steilen Kirchhofs und der alten Kirche selbst mit ihrem durchschossenen Thurm, worin allerlei Raubvögel hausten, verleitete uns Kinder öfters allein hinaufzugehen. Wir schlüpfen uns durch die „Frauenklinge“ (auch Nonnenpfad genannt) und stiegen, wenn die Kirchhofthüre gerade nicht offen war, über die hintere Mauer, um im Innern der Kirche die in Stein gehauenen, leider vielfach verstümmelten Grabmäler zu besichtigen mit den Namen verschiedener adeliger Geschlechter, Schenk von Winterstetten, von Sternenfels u. s. w., welche einst Antheil an Unterriexingen hatten, oder in das unter derselben befindliche Beinhaus, die Krypta, einzutreten, wo jetzt die bei Aushebung alter Gräber aufgedeckten Knochenreste gesammelt werden. Die Kirche war zu Ende des 17. Jahrhunderts in dem spanischen Successionskrieg durch die Oesterreicher von dem gegenüberstehenden Berge (Hochstämmer) aus beschossen und ihrer Glocken von den Franzosen beraubt worden (vergl. die Beschreibung der Marienkirche von dem damaligen Vikar Troll in den Württemb. Jahrb. 1836 II S. 167). Seither wird nur noch die zu einer Kirche erweiterte Kapelle unten im Dorf für den Gottesdienst benützt. Bei Leihengottesdiensten behielten die Männer selbst in der Kirche den Hut auf, manche trugen auch ein schwarzes Mäntelchen, das auf dem Rücken hinabhing. Mir fiel dies frühe auf, doch kann ich nicht sagen, daß es einen störenden Eindruck gemacht hätte. Sie sahen nur um so ernster aus.

Das Schloß in dem kleinen nur eine halbe Stunde entfernten Städtchen Großsachsenheim (damals noch Sitz eines Oberamts), wohin ich als Knabe mit meinem Bruder schon deshalb öfters kam, weil dort unfre Pathen, Herr und Frau Oberamtmann Weiß, residirten, war uns Kindern besonders wichtig wegen eines Zwergs, der noch jetzt im Einfahrtthor in Stein abgebildet ist und unter dem Namen Klopferle in der alten Burg sein Wesen getrieben haben soll. Der Sage nach war dieses Klopferle ein guter Geist, der willig Briefe und andere Aufträge bei Bäcker und Metzger für die Ritter von Sachsenheim und deren Edelfrauen besorgte, nur aber sich nicht leibhaftig sehen ließ, sondern bloß durch Klopfen seine Anwesenheit kund that. Als aber einst ein Ritter von Sachsenheim, ob der Rothfritz oder der Schwarzfritz? läßt die Sage ungewiß, darauf beharrte ihn zu sehen, soll der Geheimnisvolle endlich gesagt haben, es werde geschehen, aber in einer Weise, die dem Herrn nicht gefalle. Darauf sei das Schloß plötzlich in Flammen gestanden und der Zwerg mitten im Flammenmeer sichtbar geworden. Im Jahr 1542 ist das Schloß und fast das halbe Städtchen wirklich abgebrannt.

Auch das Schloß zu Unterriexingen mit seinem alten grauen Thurm, über dem statt des alten Söllers sich jetzt eine grüne Tanne erhebt — „Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ —, hatte seine Geheimnisse, die wir nicht alle ergründen durften. Die massiven Mauern hinter dem Schloß und der tiefe Graben, zu welchem dieselben mit dem sie umrankenden Epheu hinabreichten, zeigten deutlich, daß die alte Burg, an deren Stelle im vorigen Jahrhundert von dem Freiherrn von Hopfer ein größeres Schloß im neuen Style mit schöner Aussicht in das Enzthal gesetzt wurde, in vertheidigungsfähigem Zustand sich befunden hatte.

Gerne hätten wir auch erfahren, welcher unglückliche Kampf einst an der Stelle der drei steinernen kleinen Kreuze am Weg nach Markgröningen stattgefunden hatte. Alt mußte das Denkmal sein, welches dem ganzen Felde „hinter den Kreuzen“ den Namen gegeben. Aber auch der Vater wußte nichts weiter davon, als daß hier in alten Zeiten gekämpft und mehrere Brüder erschlagen worden seien. Noch andere verwitterte Kreuze standen da und dort auf dem Felde; man achtete sie

schon des heiligen Zeichens wegen, d. h. man riß sie nicht aus der Erde; doch ihre Bedeutung ist dem gegenwärtigen Geschlecht nicht mehr bewußt. Ueberhaupt ist ja aber, ohne daß man sich Rechenschaft darüber gibt, manches vom mittelalterlichen Glauben und Kultus auch in protestantischen Ländern stehen geblieben. Noch werden die alten kanonischen Tageszeiten angezeigt durch die Morgenglocke (*matutinum*) die Mittagsglocke (11 Uhr), die Vespereglocke (3 Uhr) und die Abend- oder Betglocke (nach Sonnenuntergang). Darauf beruht die Tageseintheilung des Landmanns und selbst die Viehfütterung. Mitten in der Arbeit oder auf dem Weg sah ich noch alte Männer bei der Mittags- oder der Vespereglocke den Hut oder das schwarzlederne „Schmerkäpple“ abnehmen und ein „Vater unser“ beten. Mit dem Abendläuten begann der Feierabend, d. h. es hörte alle Arbeit außerhalb des Hauses auf. An Stelle des Gebets zur heiligen Maria aber trat seit der Reformation der Abendsegen, welcher entweder mit dem Eintritt des Abends oder vor dem Bettgehen gelesen wird und mit dem „Vater unser“ schließt.

Auch im Pfarrhaus wurde der Tag nicht bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Gegen neun Uhr legte sich in der Regel Alles, die Kinder schon früher, zur Ruhe, um des andern Tags desto bälde bei der Hand zu sein. Auch wir Knaben hatten uns Morgens zeitig zum ersten Gebet einzufinden, bei Strafe der Entziehung des Frühstückes, das in einer guten Milchsuppe bestand. Das Mittag- und Abendessen wurde durch ein Tischgebet — stehend natürlich — eingeleitet und geschlossen. Bei dem öffentlichen Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen, wie auch an bestimmten Wochentagen, durften wir nicht fehlen. In der Kinderlehre hatten wir wie andere Kinder am Altar vorzustehen. Einmal traf mich auch die Mission, von einer kleinen Kanzel herab, welche nächst dem Altar aufgestellt wurde, mit einem andern Knaben, der in einem gleichen Kasten gegenüberstand, der Gemeinde den kleinen Katechismus auswendig vorzutragen. Man nannte dies das „Känzeles Beten“, und es wurden dafür die beiden Schüler oder Schülerinnen aus einer Stiftung belohnt.

Wir beteten aber nicht blos, wir arbeiteten auch. Von der kleinen Werner'schen Grammatik wurde zum großen Werner, von Cornelius Nepos zu Cicero, Livius, Caesar, Sallustius u. s. w. übergegangen. Zur Beleuchtung der römischen Kriege dienten die Feldzüge des modernen Imperators Napoleon, worüber viel zu lesen war im Schwäbischen Merkur und in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche vom Schloß ins Pfarrhaus wanderte. Wenn schon König Friedrich von Württemberg eine Begeisterung für die Freiheitskriege 1813—1815 nicht aufkommen lassen wollte, so wurden doch die Körner'schen Freiheitslieder überall, auch bei uns von der Mutter am Klavier, mit Begeisterung gesungen. Mit großem Interesse betrachteten wir Knaben die in den Jahren 1814 und 1815 an den Rhein ziehenden österreichischen und russischen Truppen, von denen manche Kompagnie und Escadron im Dorf einquartirt war. Am wenigsten gefielen die Kosaken, für die man nicht Schnaps genug aufreiben konnte. Die nach dem Frieden siegreich heimkehrenden württembergischen Truppen empfingen wir auf dem Felde bei Vaiblingen a./E. bei einer glänzenden Heerfehau, die König Friedrich, an der Front der Regimenter in einer Droschke auf- und abfahrend, abnahm und bei der wir nur den Kronprinzen Wilhelm vermißten, dessen ruhmvoller Name damals in aller Mund war. In Bietigheim sahen wir eines Abends auch den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen, von Ludwigsburg kommend in offener Kalesche durchfahren. Die dort einquartierten österreichischen Truppen bildeten Spalier, der in der Krone wohnende General Graf Colloredo präsentirte sich am Wagen.

Waren die Lehrstunden vorüber und die Arbeiten gemacht, so ließ man uns springen. Die Eltern konnten uns natürlich nicht stets überwachen. Man vertraut überhaupt auf dem Lande mehr dem lieben „Herr-Gott“ und läßt die Kinder durch Kinder oder auch gar nicht behüten. Ward einmal ein Fehltritt bemerkt, so blieb er natürlich nicht ungerügt. Einmal wollte ich bei der Heu-Ernte nächst der Pfarrwiese auf einen von mehreren Leuten besetzten Wagen von der Seite her springen, ich verfehlte das Ziel, kam unter das Rad, welches mir über den Fuß und den Rücken ging. Als ich hinkend, doch ohne weiteren Schaden nach Hause kam, setzte mich die Mutter zu einer sauren Milch und die Sache war abgethan. Der Arzt wurde schon der Entfernung wegen selten gerufen, man half sich meist mit Hausmitteln. Zweimal erkrankte ich schwer an Kinderkrankheiten, den rothen Flecken (Mafeln) und, ehe ich noch ganz hergestellt war, am Scharlachfieber. Doch erholte ich mich bald wieder. Sichtbar erstarkte mein Körper unter den täglichen Uebungen, und auch der Kopf blieb gesund; wenigstens erinnere ich mich nicht, daß mir das Lernen schwer geworden wäre.

An allerlei Kurzweil fehlte es nicht auf dem Dorfe. Manche Belustigungen sind dem Landleben eigen, andere von der Stadt dahin verpflanzt. Jene knüpften sich meist unmittelbar an das Naturleben, so das Pfeifenschneiden aus frischem Weidenholz im Frühling, die Jagd auf schöne Raupen und Schmetterlinge, die kleine Fischerei auf Grundeln und Krebse, die Blumenlese auf Feldern und Wiesen, wobei der wilde Mohn (fog. Fräle, Fräulein) eine Rolle spielte, desgleichen die Sternblume mit der an sie gerichteten Frage: Edelmann, Bettelman, Bauer, Soldat? (Vollständiger lautete das alte Rangregister: Kaiser, König, Kurfürst, Graf, Edelmann u. s. w.; in dem früher edelmännischen Dorfe hub man aber mit dem Edelmann an.) Winters wurde anderes Material zum Spiele verwendet. Das Stroh bot sich bei dem Ausdreschen der Garben in der Pfarrscheuer reichlich dar, um einen Knaben mit Strohfleisen zu umwickeln und dann als Butzenmann (Pelzmärte, Pelzmartin), eine Stange in der Hand haltend, durch das Dorf zu führen, zum Schrecken und Ergetzen der Kinderwelt. Denelben Zweck, nur als stehende Figur, hatte der Schneemann, welcher aus frischem oder wieder sich erweichendem Schnee geformt wurde. Zur Abwechslung wurden Krone, Reichsapfel und Szepter hinzugefügt. Das Gehen auf hölzernen Stelzen, welches wir den Stadtbuben nachmachten, war etwas neues und gab alten Leuten, die uns trockenen Fußes durch den Bach schreiten sahen, Anstoß, indem sie uns zuriefen, wir sollten froh sein, daß wir auf unseren eigenen Füßen stehen und gehen können. Der Vater hörte davon, fand auch, daß wir allzu waghallig und geräuschvoll die Treppe im Haus auf- und abstiegen, und die unfehligen Erhöhungsmittel wurden in den Ofen geworfen. Dagegen ward uns nicht verboten, Bolzen nach der Scheibe zu schießen und Sommers militärische Uebungen mit einer Anzahl von Bauernjungen im Freien vorzunehmen. Auch dies fanden freilich manche Väter wieder nicht ungefährlich, indem sich eine Liebhaberei für das Soldatenleben entwickeln könnte. Weniger hatten sie gegen das Ballspiel zu Pferd, d. h. auf dem Rücken anderer Jungen einzuwenden, denn wenn der Ball fehl ging, mußten die Reiter sämmtlich absteigen und die Rolle der Pferde übernehmen; so ward die Gleichheit zwischen Rittern und Gemeinen hergestellt.

Die Thierwelt erregte unsere besondere Aufmerksamkeit, besonders die Thiere des Waldes. Bald wurde ein junger Vogel, bald ein Eichkätzchen aus dem Nest gehoben und wo möglich aufgezogen, was aber trotz der zärtlichsten Pflege meist mißlang. Zahme Kaninchen, fog. Seidehasen, genoßen die Stallfütterung, Tauben fanden im Dache freie Wohnung und Schutz gegen Raubvögel, Winters auch einen

regelmäßigen Imbiß von eingeworfenen Körnern, — bis sie selbst von Gästen oder der Familie verspeist wurden. Das letztere begegnete regelmäßig im Winter auch einem Schwein, welches das Jahr hindurch im Stall gemästet und dann geflachtet wurde, um die Familie mit einem Vorrath von geräuchertem Fleisch und Würften über den Winter zu versorgen. Am Schlachttage Abends war vergrößerte Familientafel mit Metzelsuppe, deren Genuß mir jedesmal des andern Tags einen Ausschlag (Nesselsucht) einbrachte, welcher jedoch binnen 24 Stunden glücklich wieder verging. Die Waldluft wurde auch Winters zuweilen befriedigt, indem wir armen Kindern beim Zusammenlesen von dürrer Holz behilflich waren. Doch ging dies nicht ohne Gefahr von Statten; denn nicht bloß der Vater durfte hievon nichts wissen, sondern auch und noch weniger der gutsherrliche Jäger, welcher den kleinen Holzfrevlern aufpaßte und sie mit Hunden verfolgte, wo wir dann froh sein mußten, mit heiler Haut das Dorf wieder zu erreichen.

Ein großes Wintervergnügen war das Fahren mit kleinen eisenbeschlagenen Bergschlitten, theils auf der gefrorenen Glems, wobei wir mit einem zwischen die Beine gesteckten Spieß den Schlitten, auf dem wir standen, rasch vorwärts schoben, theils vom Berge, dem sog. Katzenbühl, herab. Und hier konnte sich schon jugendliche Galanterie entwickeln, indem Mädchen unseres Alters bereit standen um mitfahren zu dürfen. Wollten dagegen einzelne Knaben Abends noch nach dem Essen den älteren „Buben“ und „Mädlen,“ die um diese Zeit im Dorfe fuhren, sich anschließen, so wurden sie heimgeschickt, auch ihnen wohl gar die Schlitten abgenommen. Die erwachsenen Burfche benützten auch gerne die Abendstunden zum Singen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, wobei sie vor den Häusern ihrer Erwählten stehen blieben. Einzelne leisteten in der Winterzeit den Mädchen in den Lichtkarzen (Spinnstuben) Gesellschaft und selbst im Pfarrhaus war es gestattet, daß die ledigen Leute bei der Entlaubung des Welfchkorns auf der Bühne, d. i. dem oberen Hausboden, mithalfen, wofür sie mit Aepfeln und Birnen, die wie jenes der Zehnte gebracht hatte, bewirthet wurden.

Einmal war ich mit den Eltern zu einer Hochzeit in ein reiches Bauernhaus geladen, wo wir Kinder auch sonst öfters ein- und ausgingen. Es wurde eine Menge von Speisen aufgetischt, darunter das auf dem Lande nie fehlende Sauerkraut mit Schweinefleisch — Venus unter Rosen, wie Uhland in seinem Metzelsuppenlied sich ausdrückt, — ferner ein Brei von Meerrettig mit Milch, der auch dem Kindergaumen zusagte. Man nannte dies eine stille Hochzeit, weil nicht „aufgespielt“ und getanzt wurde. Doch ließen sich selbst minder Bemittelte eine laute feffliche Begehung ihres Ehrentages nicht gern nehmen, wobei denn, wie auch bei der Kirchweihe, häufig 2, sogar 3 Tage im Wirthshaus oder auf dem Rathhaus getanzt wurde. Die Weife wurde den Spielleuten von einem Tänzer durch ein Volkslied vorgefungen oder vorgepiffen, worauf die Musik einfiel. Auch ältere Bürger fanden sich mit ihren Frauen bei den „Zechhochzeiten“ ein, wo jeder für seine Rechnung lebte; und der eine oder andere machte da mitunter noch einen „Ehrentanz“ mit der Hochzeiterin oder mit anderen „Weibern“. Die Hochzeitgeschenke, meist Haushaltungsgegenstände, wurden schon einige Tage vor der Hochzeit der zur Einladung im Dorf herumgehenden Braut und den sie begleitenden Brautjungfern übergeben. Für die Ordnung bei dem Hochzeitsfeste sorgten die Brautführer und im Nothfall war der „Büttel“ (Amtsdiener) zur Hand, um einen Störenfried oder Trunkenbold zur Ruhe zu verweisen oder auch in das „Häusle,“ den kleinen Thurm neben dem Rathhaus, zu stecken. Trotz des Verbots ließen es sich die Burfche bei Hochzeiten und Taufen nicht nehmen, während des Kirchgangs von einem Verstecke aus zu

schießen. Früher mußte allerdings nach der Landesverordnung jeder württembergische Unterthan bei seiner Verheirathung den Besitz von „Gewehr und Harnisch“ nachweisen, — auch einen ledernen Feuereimer auf das Rathhaus stiften und 2 junge Bäume auf die Allmand setzen; seit der Volksentwaffnung von 1809 aber waren die Gewehre verschwunden, und nur ein geheimer „Schießprügel“ oder eine verrostete Pistole konnte da und dort noch verwendet werden, die Leute zu schrecken. Oder es wurde eine Schlüsselbüchse fabrizirt, wo ein alter hohler Schlüssel das Rohr abgab. Bei Streifen nach einem aus den Vogesen über den Rhein verirrtten Wolf aber oder auf einen flüchtigen Verbrecher erschienen jetzt nur noch die Jäger und Gensdarmen mit Flinten, das übrige Volk dagegen mit Aexten, Stöcken und dergl. bewaffnet.

Die Rekrutirung, welche man früher weder in ritterchaftlichen Orten, noch in Altwürttemberg kannte, wurde wie eine Landplage betrachtet. In den damaligen Kriegszeiten sah man die ausgehobenen jungen Leute schon als dem „König“ geopfert an und erlaubte ihnen daher an den Tagen der Musterung und Aushebung manchen Exzeß im Trinken und Schreien. Verließ dagegen ein Bauernknecht wegen Aenderung des Dienstes das Dorf, so wurde er nach eingenommenem Trunk von den Kameraden freundschaftlich zum Dorf hinausgepeitscht, d. h. sie gaben ihm unter Geknall mit ihren durch Bänder verzierten Peitschen das Geleite vor das Dorf. Ungern wurde es gesehen, wenn ein Fremder, sei es auch in bester Absicht, einem der schöneren oder reicheren Mädchen des Dorfs nachließ. Die Eiferucht führte öfters zu blutigen Schlägereien.

Jede Jahreszeit brachte ihre besonderen Freuden und Feste. Doch haben sich manche alte Volkslustbarkeiten unter dem Druck der langjährigen Kriegslasten (1792—1815) und der nachfolgenden Mißjahre verloren oder in ihrem Charakter verändert. Auf den Ostermontag fiel die Eierlese. Von den erwachsenen Burschen wurde ein auf einem Brett gekreuzigter Marder im Dorf herumgetragen und so viel an Eiern eingefammelt, als die Weiber geben wollten, — weil der Marder sie nun nicht mehr holen konnte. Die in einem Weidenkorb unter Spreu verwahrten Eier wurden dann von 2 Burschen auf der Herrschaftswiese rechts und links unter Bäume gelegt und rasch wieder geholt. Wer von beiden zuerst fertig war, erhielt sämmtliche Eier, mußte aber als König die anderen freihalten. In dem benachbarten Markgröningen mußte der eine der Bursche die Eier lesen, der andere während dessen um die Stadt laufen.

Am ersten Sonntag des Mai folgte die Kirchweihe. Es bestand damals noch nicht die hochpolizeiliche Vorschrift, wonach sämmtliche Kirchweihen des Landes an einem Tag zu feiern sind. Jede Gemeinde hielt an ihrem seit alter Zeit bestimmten Tag, meist dem Jahrestag der ersten Einweihung des Kirchengebäudes, in der Weise fest, daß die kirchliche Feier auf den Sonntag der Woche, in welche jener Tag fiel, verlegt und am darauf folgenden Montag die weltliche Feier durch Tanz im Wirthshaus angeknüpft wurde. Es war immer ein Jubel unter uns Kindern im Pfarrhause, wenn am ersten Sonntag des Mai, als dem Kirchweih-Sonntag, morgens zu den Fenstern eine junge schöne Birke hereinfab, welche junge Leute des Orts nächtlicher Weile im Wald geholt und neben der Thüre des Pfarrhauses festgesteckt hatten. Nicht minder erquickten die Kuchen verschiedener Art, welche an den Tagen zuvor gebacken und gegenseitig geschenkt worden waren. In unserm Dorf wurde die Feier des Tags erhöht durch die Konfirmation der 14jährigen Kinder, welche am gleichen Tag in der Kirche stattfand, jedesmal ein erhebendes Fest für die ganze Gemeinde.

Auch an der fchönen Sitte der ftädtifchen Jugend, in den erften Tagen des Mai den Frühling zu feiern, durften wir einigemal in Bietigheim und Vaihingen als geladene Gäfte mit den Eltern theilnehmen. Mit Bändern gefhmüct und eine Fahne oder ein grünes Reis in der Hand, marfchirten wir mit den lateinifchen Schülern in die Kirche und von da auf den Feftplatz, wo das junge Volk durch Wettlaufen und Tanz fich beluſtigte und zwischen hinein gleich den Alten mit Speifen bewirthet wurde. Wie Uhland ſpäter in dem „Kränzchen“ zu Tübingen ausführte, war es eine mittelalterliche Sitte, daß im Frühling die Jugend aus den Städten hinauszog, um aus Feld und Wald Blumen und grünes Reis zu fammeln und fo gleichſam — den Frühling in die Stadt hereinzuholen (vergl. auch Uhland, Zur Geſchichte der Dichtung und Sage III S. 33).

Die ſchönſte Zeit für den Landmann iſt die Ernte — für denjenigen wenigſtens, der überhaupt etwas einzuheimſen hat. Doch fanden auch Arme als Tagelöhner reichlichere Nahrung und den Aermſten, welche weder Ackerland, noch hinreichende Kräfte hatten, um in Dienſten anderer zu arbeiten, beſonders alten Frauen und Kindern, wurde geſtattet, abgefallene Aehren auf den geleerten Aeckern oder auf dem Felde aufzulefen. Nach der Fruchternte, während welcher mit beſonderer Anſtrengung von früh bis ſpät gearbeitet wird, folgte in reicheren Bauernhäufern die Sichelhenke und nach dem Dreschen im Winter die Flegelhenke. Wie dort die Schnitter, ſo wurden hier die Drescher von der Familie reichlich bewirthet.

Gleich anderen ländlichen Beſchäftigungen wurde auch dem Hanf- und Flachsbrechen eine heitere Seite abgewonnen. Wenn der Hanf und der Flachs in der Sonne gedörft waren, ſo wurde beides über einem „Brechloch“ geröſtet und dann ſogleich büſchelweiſe auf einer „Brecht“ von den harten unbrauchbaren Beſtandtheilen gereinigt. Je raſcher und lärmender das Klappern der hölzernen Brecht vor ſich ging, um ſo mehr ward auch das „Maulwerk“ der Weiber und Mädchen in Bewegung ſetzt, welche das Holzſchwert hoben und niederdrückten. Wehe da dem Jungen, welcher den Weibsleuten bei ihrer Arbeit zu nahe kam; er wurde unbarmherzig mit den Abfällen überſchüttet. Und auch ältere Männer, die in der Nähe vorübergingen, mußten ſich, ohne Anſehen des Standes, ſo verlangte es die Sitte, mit einem Geſchenke frei kaufen, nachdem ihnen zu Ehren der Weg mit Nägeln, d. h. Abfällen des dürrn Hanfs, beſtreut worden war. Der Kultus, welcher mit dem Hanf- und Flachsbau getrieben wurde, ſetzte ſich noch in den Spinnstuben und bei den Kunkelfeſten fort. Auch meine Schwestern und die Mutter fanden, wie die altdeutſchen Frauen, in dem Spinnen keine unedle Beſchäftigung und trugen dadurch zu der künftigen Aussteuer bei, die allmählich aus ihren Händen hervorging.

Zwiſchen die Frucht- und Wein-Ernte fiel in unſerer Gegend das Schäferfeſt, welches alljährlich am Feiertag Bartholomäi (24. Auguſt) in dem eine Stunde entfernten Städtchen Markgröningen, als dem Sitze der Hauptlade, gehalten wurde. In alten Zeiten fand hier jedesmal eine allgemeine Verſammlung der Schäfer des Landes ſtatt. Im Jahr 1723 wurden aber noch 3 Nebenladen geſchaffen: in Heidenheim, Urach und Wildberg. Doch blieb Markgröningen der Vereinigungspunkt für die Schäfer des Unterlandes; und ſo wenig auch der Bauer im Allgemeinen dem Schäfer hold iſt, — wegen deſſen häufigen Weideüberſchreitungen, — ſo knüpfte ſich doch an den zunftmäßigen Schäfertag und den damit verbundenen Schäferlauf und Schäfermarkt ein allgemeines Volksfeſt an, zu welchem Menſchen aus allen Ständen in großer Anzahl zuſammenkamen. Morgens, ſolang die Schäfer noch nicht „überweint“ waren, wie es in der Schäferordnung von 1651 Art. 7 heißt, wurde der Schäfertag auf dem Rathhaus gehalten, wobei die Obermeiſter unter dem Vor-

fitz der Beamten über die gegenseitigen Klagen der Schäfer, sowie über „Knecht- und Jungen-Händel“ zu Gericht saßen und gegen die Schuldigen Geldbußen erkannten, welche theils in die Schäferlade, theils an die Herrschaft fielen. Sodann war Predigt in der Kirche und darauf der Schäferzug vom Marktplatze hinaus auf das Stoppelfeld vor der Stadt. Voran die Schäfermusik mit Pfeifen, Schalmeyen und Trommeln, darauf eine kleine Truppe von Stadtfoldaten, dann der Landzahlmeister (Schäferei-Inspektor) zu Pferde, die Zunftfahne mit dem abgebildeten Hammel, die Beamten, Magistratspersonen, die Zunftmeister, Schäfer und Schäferinnen, geschmückt mit farbigen Nesteln, welche theils einzeln geschenkt, theils freigebig unter die Menge ausgeworfen wurden. Innerhalb des mit einem Seile eingefriedigten und von Zuschauern in Menge zu Fuß, Pferd und Wagen umgebenen Raums begann nun der Schäferlauf oder Schäferprung, zuerst von den „Mägden“ (Töchtern), dann von den „Knechten“ oder Söhnen ausgeführt. Barfuß liefen die kräftigsten und schönsten derselben über die Stoppeln bis zum Herrenstande, wo die Sieger von den Beamten mit den Armen aufgefangen wurden. Der von der Stadt gespendete Preis bestand für den Schäfer in einem großen mit Blumen und Bändern geschmückten Hammel, für die Schäferin in einigen Ellen Barchet-Tuch. Jedem wurde auch eine vergoldete messingene Krone aufgesetzt, welche sie nun den ganzen Tag auf dem Kopf behielten. Nachdem beide einen Ehrentanz gethan, kehrte mit ihnen der Zug in die Stadt zurück. „Nach altem Brauch und Privilegium“ ward dort von den Schäfern ein öffentlicher Tanz vor dem Amthaus abgehalten und auch hiefür von der Stadt ein Preis gespendet, bestehend in einigen Münzstücken, die in einem ledernen Beutel unter die Tanzenden geworfen und von einem der Paare aufgefangen wurden. Darauf ging es zum Essen und Trinken, wozu alle Wirths- und Privathäuser sich öffneten. Die Nachmittagspredigt war für die Schäfer nicht mehr obligatorisch, mußten dieselben doch auch den Schäfermarkt noch begehen. Die Jugend aber, nicht bloß Schäfer und Schäferinnen, verlangte zum Tanz. Den Honoratioren oder, wie es früher hieß, der „Ehrbarkeit“ öffnete sich dazu der Saal des Rathhauses, in dessen Nebengelassen die Alten den Tischtrunk fortsetzten, während wir Kleinen es vorzogen, den „englischen Reitern“ zuzusehen, die in einem Cirkus vor der Stadt ihre Kunststücke ausführten.

In unserem ländlichen Stilleben folgten bald darauf einfachere Freuden: der Kartoffelherbst, durch Anzünden des dürrn Kartoffelkrauts und Braten der „Erdbirne“ in dem weithin sichtbaren Feuer begangen, und der eigentliche Herbst oder die Weinlese, bei welcher wir Knaben gastweise in einigen Weinbergen mitlesen und mitschießen durften. Zum offiziellen Schluß des Herbstes diente seit alter Zeit ein Keltermahl, an welchem der Pfarrer, der gutsherrliche Rentamtman, ferner der Schultheiß, der Schullehrer und die Kelternbedienten theilnahmen. Die Kosten wurden aus einem herkömmlich festgesetzten Quantum eingekelterten Weins bestritten, wozu die beiden Herrschaften und der Spital in Vaihingen aus ihren Weingefällen beitrugen. Mit anderen Gemüthlichkeiten ist auch diese Feier, welche die Ersten des Ortes heiter zusammen führte und zuweilen kleinere Spannungen befeitigen half, verschwunden. — Nach Abzug der beträchtlichen Naturalleistungen war der Herbsttertrag hauptsächlich dazu bestimmt, die Schuldzinsen und wenn möglich etwas vom schuldigen Kapital den Gläubigern abzutragen und den Steuerzettel zu tilgen. Von den wenigsten Weingärtnern konnte der Wein selbst eingekeltert werden, dazu fehlten schon die Fässer; höchstens das Letzte, was „vom Druck“ mit Wasser unter dem Kelterbaum herabließ.

Die glücklichste Zeit für uns Kinder waren freilich die Weihnachten. Abweichend von der Sitte der meisten Landleute wurde in unserem Pfarrhause nicht am Christfest selbst vor Tagesanbruch, sondern am Vorabend, dem „heiligen Abend“, das „Christkindle“ eingelegt. Schnee und Frost hinderten nicht, daß dem Wald einzelne junge Tannenbäumchen entnommen wurden, um dem heiligen Christ zu Ehren Lichter aufzustecken, die uns heller zu leuchten schienen als die Sonne am Tag. Meine Geschwister und ich waren zu wenig verwöhnt, um uns nicht über jede, auch die kleinste Gabe zu freuen, welche von den lieben Großmüttern und den Eltern, meist für unmittelbar nützliche Zwecke, besichert wurde. Der heilige Christ ward jedoch der kindlichen Phantasie nicht bloß als ein gebender, lohnender, sondern auch als ein strafender Gott übermittelt, wenn auch die Strafe zunächst nur darin bestand, daß die Belohnung ausblieb. Bald sah das Christkindlein zum Fenster herein, um sich von dem Verhalten der zu besuchernden Kinder zu überzeugen, bald gab es sich durch Klopfen an den Thüren und an den Fenstern zu erkennen. Jedenfalls war es natürlich, daß wir uns desto mehr in Acht nahmen und so die wohlgemeinte Täufchung ihren Zweck in der Kinderstube erreichte. Für alle Zeiten aber blieben uns die Weihnachten unserer Kindheit eine unvergeßliche heilige Zeit, auch nachdem wir lange schon jedes die eigene Heimat und Familie gegründet und für diese selbst den Christbaum aufzuputzen hatten.

Auf die Freude der Bescherung folgte der Pfeffertag oder der Tag der unschuldigen Kindlein, der 28. Dezember, an welchem arme Kinder, Knaben und Mädchen, mit Pfefferruthen bewaffnet, im Dorf umhergingen, in die Häuser eindringen und Alt und Jung auf die Hände schlagen, damit sie sich an die von Herodes gemordeten Kinder erinnern. Die Hauptsache für die herumziehenden Kinder, welche bei der Christbescherung meist leer ausgegangen, war jedoch, daß sie nachträglich auch kleine Gaben erhielten, worauf sie mit dem Pfeffern sofort aufhörten.

Zum Neujahrstag wurde uns von dem württembergischen Gefangbuch nach Lavater vorgerechnet: „Ach, mehr als achtmal tausend Stunden sind weg als wie ein Augenblick“. Doch nehmen die Kinder den Jahreswechsel nicht so ernst. Sie streben ja naturgemäß dahin, größer zu werden, und freuen sich deshalb, wie über jeden Geburtstag, so über jedes neue Kalenderjahr, das sie dem Ziele näher bringt. Auch gelang es uns meist, anderen das Neujahr, d. h. den Neujahrsgruß abzugewinnen; indem wir gerne früher aufstanden und leise herbeischlichen, um ja zuerst rufen zu können: „Profit 's Neujahr!“

Auch das Erscheinungsfest endlich (6. Januar) wurde von den Kindern des Dorfs in ihrer Weise aufgefaßt, indem 3 verkleidete Knaben, mit bunten Lappen geschmückt, sich als die Könige des Morgenlandes vorstellten, während ein vierter Knabe einen aus Goldpapier geschnittenen Stern, an einem Stock befestigt, voran trug. Daß die Kinder für ihre Festvorstellung Geschenke in Empfang nahmen, hatten sie mit den alten Königen des Morgen- und Abendlandes gemein, welche einst gleichfalls auf ihren Reisen gerne sich beschenken und bewirthen — regaliren ließen.